



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

O! rief der freudig überraschte, ergriffne und gänzlich gewonnene junge Mann, dessen weitgeöffnete, meerblaue Augen vor Vergnügen und Verwunderung förmlich strahlten. Es war ihm wie ein Traum, als Lady Blanchemain auf ihn zukam, er schloß ihre kleine weiße Hand in seine lange, schmale braune.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die „Kriegspartei“ in Berlin, besonders am Berliner Hofe, ist ein traditioneller Alpdruck der französischen Botschafter in der Reichshauptstadt. Schon Benedetti hat von ihr berichtet, wie viele vor ihm — bleibe dahingestellt; nach ihm wieder Gontaut-Viron, ferner Herbette, der seiner Regierung nach dem Besuch der Kaiserin Friedrich in Paris zu berichten wußte: Nous sommes deux pouces de la guerre, und nun hat auch Herr Bihourd seine „Kriegspartei,“ die allezeit bereit ist, auf Frankreich loszuschlagen. Soldaten, die einen Krieg wünschen und den Feldzug dem steten Garnison- oder Hofleben vorziehen, hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es hoffentlich auch in Zukunft geben. Auch werden diese Soldaten ihre Meinung mit allem Nachdruck geltend zu machen suchen, sobald die Beziehungen zwischen zwei Nationen einen Charakter angenommen haben, der die Möglichkeit einer bewaffneten Entscheidung näherrückt. Aber in einem konstitutionell regierten Lande kann und wird die letzte Entscheidung nicht bei den Soldaten oder bei der engern militärischen Umgebung des Monarchen liegen, sondern bei den verfassungsmäßigen Instanzen. Der deutsche Kaiser selbst wird sich zu einem Kriege erst entschließen, wenn der Reichskanzler ihm einen solchen anrät, und wenn das Einvernehmen der wichtigsten Bundesregierungen in dieser Frage erreicht ist. Dann aber gibt es keine „Kriegspartei,“ die sich einseitig und als eine Art Kamarilla geltend zu machen sucht, sondern es sind die geordneten Reichsinstanzen, die die Entscheidung treffen, gestützt auf die Gutachten der berufenen militärischen Ratgeber. Die französische Regierung hat somit ihrem Berliner Botschafter keinen Gefallen getan, daß sie seinen Bericht vom 28. April 1905, worin er von conseillers belliqueux dans l'entourage du Souverain zu erzählen weiß, der Öffentlichkeit übergeben hat. Sache des Botschafters wäre es vielleicht eher gewesen, Herrn Delcassé darüber aufzuklären, daß eine in Paris vielleicht mit guter Absicht vorausgesetzte „Kriegspartei“ hier nicht existiert, auch gar nicht existieren kann. Zu Ehren des Herrn Bihourd mag angenommen werden, daß er seinen rastlosen Vorgesetzten damit warnen wollte; wies er ihn doch auch auf une crise délicate et périlleuse hin, die zwischen Frankreich und seinem mächtigen östlichen Nachbar eingetreten sei, wenn anders dieser Bericht nicht etwa besonders für ein Gelbbuch, zu bestimmten Zwecken, verfaßt ist. Für Deutschland kann es nicht erwünscht sein, wenn sich im Auslande der Glaube an eine gewissermaßen amtlich beglaubigte „Kriegspartei in Berlin“ festsetzt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch wohl die kaiserliche Äußerung erfolgt, die auf dem Umwege über Paris bekannt geworden ist und ebenfalls zeigt, daß auf deutscher Seite die ehrliche Absicht besteht, nicht nur mit Frankreich Frieden zu halten, sondern auch die schwebenden Fragen im versöhnlichen Sinne zu lösen, falls und so lange ein solcher auch bei Frankreich vorausgesetzt werden darf. Prinz Ludwig von Bayern hat dieser kaiserlichen Äußerung in erfreulicher Weise sekundiert, die jeden Zweifel beseitigt, daß Deutschland einmütig darin sei, seinen Frieden in Ehren zu wahren. Wie es bei uns keine Kriegspartei gibt, so gibt es auch keine Partei eines Friedens um jeden Preis, wenigstens keine irgend ausschlaggebende. Darüber soll man sich im Ausland ebenfalls nicht täuschen. Der Standard weist auf die Differenz hinsichtlich der Polizei in Marokko hin, die Frank-

reich ganz für sich verlange, sodaß es also ein Monopol beanspruche, während Deutschland sie ihm nur für die (im Laufe der Verhandlungen genau definierten) Grenzbezirke zugestehn wolle, für das übrige Marokko aber eine internationale Polizei verlange. Hierbei wird doch übersehen, daß die Polizeifrage den ersten Punkt des deutsch-französischen Abkommens vom 28. September 1905 bildet, und daß Frankreich „die Organisation der Polizei außerhalb der Grenzdistrikte auf internationalem Wege“ ausdrücklich angenommen hat. Nun ist ja nicht ausgeschlossen, daß Frankreich ein Mandat der Mächte für den Polizeidienst in ganz Marokko anstrebt, aber dieses Mandat ist doch nur durch Einstimmigkeit aller Teilnehmer und vor allem des Sultans selbst, dessen Unabhängigkeit dadurch berührt würde, zu erhalten. Ist das nicht ausführbar, so wird Frankreich klug genug sein, sich einem andern internationalen Beschlusse nicht zu widersetzen, zumal da es sich bei der Konferenz in Algieras doch immer nur um ein neues längeres Provisorium handeln dürfte. Eine friedliche Entwicklung Marokkos würde längstens in einem Jahrzehnt voraussichtlich doch wieder eine neue internationale Regelung fordern, und wer will bis dahin die Gestaltung der Dinge übersehen!

Den Ernst der äußern und der innern Lage, der uns durch das scheidende Jahr begleitet hat, nehmen wir — von einer zu erhoffenden Besserung der Beziehungen zu England abgesehen — voll in das neue Jahr hinüber, das uns auch in Deutsch- und allem Anschein nach vor neue Kraftproben der Sozialdemokratie stellen wird.

Bei der Aufrichtung des Reichs und der Reichsverfassung ist es nicht die Absicht gewesen, damit die Massenherrschaft in Deutschland zu etablieren. Sie hat sich, zumal seit 1890, in gewaltig anschwellender Weise entwickelt, des Reiches Deichhauptmann hat zu prüfen, ob den immer wilder aufrauschenden Wogen gegenüber die Dämme staatlicher Ordnung noch hinreichende Festigkeit verbürgen. Er rechnet dabei auf die Mitwirkung der bürgerlichen Kreise in strengerer Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten. Diese bürgerlichen Kreise sind in politische und wirtschaftliche Parteien gespalten, die seither allein ihrem Erfolge und von ihrem Erfolge gelebt haben, zur Erreichung und Behauptung dieses Erfolgs aber auf die Massen angewiesen sind. Dazu kommt die große Zahl der Indifferenten, die erst die Not beten lehrt, und die an eine Not nicht glauben, solange Polizei und Gerichte zuschauend die Hände in den Schoß legen. Diese „Partei des politischen Indifferentismus“ wartet auf die starke Führung des Staates durch die Tat, und sie geht aus ihrer Passivität nicht heraus, solange die Organe des Staates passiv bleiben oder sich auf eine notdürftige Defensive beschränken. Die Stärke der Sozialdemokratie besteht in ihrer ununterbrochenen Offensive, zu der die Aufhebung des Sozialistengesetzes ihr die Wege frei gemacht hat. Das ist längst nicht mehr der Kampf „mit geistigen Waffen,“ sondern die unablässige Arbeit am Aufruhr durch rohe Kraft. In dem Kampfe mit geistigen Waffen wäre der gelehrte Kathedersozialismus vielleicht der stärkere geblieben, aber nur „vielleicht,“ denn Nachgiebigkeit ist sein einziges Rezept. Er hatte sich sein Schlachtfeld auf ein Gebiet verlegt, wohin ihm ernstlich zu folgen die Sozialdemokratie nie beabsichtigt hatte. Sie unternahm in dieser Richtung nur Diversionen, das Gros ihrer Kräfte setzte sie an ganz andrer Stelle zum Angriff an. Denn das Arbeiterwohl ist ihr nicht Zweck, höchstens Mittel zum Austragen des Kampfes um die politische Macht. Der Kathedersozialismus hat sich nur als eine neue Ausgabe des Schillerischen „Poeten“ erwiesen: „Wo warst du denn, als man die Welt geteilt?“

Der Staat soll, darf und wird selbstverständlich auf die geistigen Waffen nicht verzichten, aber siegen kann er mit ihnen nicht, und der Sieg ist doch gleichbedeutend mit Selbsterhaltung. Die entschlossene Offensive ist das charakteristische Merkmal des preussischen Staats in seinen großen Zeiten gewesen, er wird auch der revolutionären Aktion, die sich vorbereitet, nur durch kräftige Offensive Herr werden. Bis jetzt umfaßt diese revolutionäre Aktion nur die Führerschaft! Fest in dieses Wespenneß hineingegriffen, und der Spieß ist aus! Dann werden vielleicht auch

die bürgerlichen Parteien erkennen, daß der Weg, den sie mit Komplimenten an die Bebel'sche „talentvolle Rhetorik“ betreten, nicht zum Ziele führen kann, und sie werden sich endlich den Schlaf aus den Augen reiben. Was Bismarck im Jahre 1848 an Kleist-Resow schrieb: ein entschlossener Leutnant mit einem tüchtigen Tambour sei ausreichend, den ganzen preußischen Staat wieder in Ordnung zu bringen, ist auch heute noch richtig — aber zur rechten Zeit!

Dazu gehört dann freilich auch, daß unsre bürgerlichen Parteien die irreführenden Scheuklappen endlich ablegen. Die liberale Presse zum Beispiel bringt fortgesetzt die schrecklichsten Schilderungen über die Vorgänge in Rußland auf der einen Spalte, auf der andern aber freut sich der liberale Philister der „russischen Revolution“, die doch die alleinige Urheberin aller dieser Scheußlichkeiten ist. Diese Freude an den russischen „Freiheitsbestrebungen“ ist es, die bei uns den Boden für die Revolution und für die Explosionen der Massen vorbereitet, die an Wirkung hinter den analogen Erscheinungen in Rußland nicht zurückbleiben würden. Die Bestie im Menschen ist überall dieselbe, das haben wir erst 1871 an der Pariser Kommune gesehen. Unser landläufiger Liberalismus scheint zudem gar keine Idee davon zu haben, daß ein „freies“ Rußland vom Panславismus oder doch von einer zunächst gegen Deutschland gerichteten slawischen Strömung regiert werden wird, und daß dann der Zweibund und die französische Revancheforderung ein ganz andres Aussehen bekommen dürften, als sie unter der Regierung der abso-luten Zaren, auch unter der Alexanders des Dritten, jemals gehabt haben. Dann — dem „befreiten“ Rußland gegenüber — wird die Zeit der großen Militärlasten für uns erst beginnen, weil mit jedem Siegestage der russischen Revolution der Tag näher rückt, an dem wir um unsre Existenz zu fechten haben werden.

Vielleicht wird unsre liberale Presse in ihren Sympathien für die russische „Freiheit“ etwas ernüchtert, wenn sie sich deren Wirkungen auf Deutschland — nach innen und außen — klar macht. Bisher war im Zweibunde der russische Kaiser der führende und gebietende Teil. Er verwandte diese ausschlaggebende Stellung in dem Sinne, daß er es sich erpartete, zwischen Deutschland und Frankreich optieren zu müssen. Er brauchte Frankreich um des Gleichgewichts willen, um Deutschland nicht zu groß werden zu lassen und um England gegenüber einen Verbündeten auf der See und in Ostasien zu haben. Aber er brauchte auch das ebenso friedfertige wie waffengewaltige Deutschland, als Schutzmacht des konservativen monarchischen Gedankens und um der permanenten polnischen Verschwörung willen, die in Galizien die starken Wurzeln ihrer Kraft gefunden hat. Alexander der Dritte hätte wohl nie zugegeben, daß wir über Frankreich herfielen und es niederschlugen, was wir freilich nie beabsichtigten, aber ebensofern hat es ihm gelegen, den Revanchekrieg zu fördern oder zuzulassen, der Rußland in das Schlepptau der französischen Politik, auch der französischen Niederlagen, gebracht hätte, und den bis zum Niederbruch Deutschlands durchzuführen niemals im Interesse der zarischen Macht lag. Aus diesem Grunde hatte Alexander der Dritte bald nach seiner Thronbesteigung ein Bündnis mit Deutschland gesucht, dessen Grundlage die Erhaltung des europäischen Status quo war, hatte es 1884 und 1887 erneuert und sich mit schwerem Herzen erst dann Frankreich ernstlicher zugewandt, als das Caprivische Deutschland die Fortsetzung der russischen Rückendeckung ablehnte. In Zukunft wird das alles anders sein. Die russische Politik wird mit der Stimmung einer russischen Volksvertretung zu rechnen haben, und diese wird nicht freundlich gegen Deutschland sein, wenigstens auf lange Zeit hinaus nicht. Dazu kommt dann noch, daß sich unter einem konstitutionellen Regime die gesamten Kräfte Rußlands ganz anders entwickeln werden, kurzum, daß das neue Rußland viel unberechenbarer als das alte sein wird. Es wird in vieler Hinsicht andre Interessen und mit der Zeit auch andre Mittel zu ihrer Geltendmachung und Durchführung haben.

Gegenüber diesen Unberechenbarkeiten der Zukunft hat unser Volk um so mehr die Pflicht, sich auf sich selbst und seine Interessen zu besinnen. Die Überzeugung,

der an dieser Stelle wiederholt Ausdruck gegeben worden ist, daß sich bei mutigem, zähem Ausstarren der monarchische Staatsgedanke in Rußland durchsetzen und in dem überwiegenden Teile der Bevölkerung seine Stütze finden werde, beginnt in den Tatsachen ihre Bestätigung zu finden. Der sozialistisch-anarchistische Terrorismus — zwei Ströme, die aus einer Quelle fließen und sich schließlich in einer Mündung vereinigen — wird aller Voraussicht nach dort eine Lektion erhalten, nach deren Wiederholung er sobald nicht verlangen dürfte. Wie weit dieser Niederbruch die verwandten Strömungen in Deutschland beeinflussen wird, bleibt abzuwarten. Der Größenwahn, der die Leitung unsrer Sozialdemokratie auszeichnet, ist durch die anfänglichen „Erfolge“ in Rußland mächtig gesteigert worden, und sie trägt kein Bedenken, die „Identität“ der „deutschen Revolution“ mit der russischen in der widerlichsten Form zu verkünden. Sachsen hat die Massendemonstrationen schon in der Nähe gesehen, Preußen soll sie kennen lernen. Noch niemals ist von dieser Seite her dem Staate so frech mit der Faust in das Gesicht gedroht worden. Den vulkanischen Eruptionen der sozialdemokratischen Redner und Zeitungsprediger liegen sehr kalte Erwägungen zugrunde, ebenso kalt und entschlossen, mit festem Willen und festen Zielen, muß der Arm sich heben, der diese Angebühr niederschlägt. Kein Schwanken und kein Zaudern, sondern rückhaltlose Erfüllung einer schweren aber unabweisbaren Pflicht! Es liegt System in diesem stufenweisen Provokieren der Staatsgewalt durch die Sozialdemokratie. Die Massen sollen an den Zusammenstoß gewöhnt werden, sie sollen den Staat, die Obrigkeit und ihre Organe als Gegner und Feinde behandeln lernen; auch trägt man sich wohl mit der Zuversicht, daß das liberale Bürgertum mit seinen unsterblichen Phrasen, mit deutscher Sentimentalität und der Heulmeierei der kurzichtigen Schwächlichkeit und Unentschlossenheit dem Staate rechtzeitig in den gehobnen Arm fallen werde. Hoffentlich haben aber unsre bürgerlichen Parteien an den Vorgängen in Rußland gelernt und sich überzeugt, mit welcher Leichtfertigkeit, mit welchem Frevelmut sich die Sozialdemokratie an das Blutvergießen, an Mord und Totschlag, an Brand und Verwüstung macht. Darum kann gleich die erste Abwehr, wo immer sie nötig werden sollte, nicht wirksam genug sein, je wirksamer, um so sicherer wird sie die Wiederholung ersparen. Am wirksamsten aber wäre es vielleicht, wenn man es gar nicht erst zur Abwehr gegen die Verführten kommen ließe, sondern rechtzeitig Hand auf die Verführer legte, die ihre eigne wertige Haut nicht zu Markte tragen und sich im sichern Versteck oder unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität der von ihnen seit Jahrzehnten gestreuten und nun aufgegangnen Drachensaat freuen. Wohl hat Bismarck zur Zeit der Pariser Kommune am 2. Mai 1871 ausgesprochen, daß in jeder nachhaltigen Bewegung irgendein vernünftiger Kern stecke, und daß es die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst sei, dem Individuum, dem engern Kreise das Maß von Freiheit zu sichern, das mit der Ordnung des gesamten Staatswesens überhaupt vereinbar sei. Es wird aber doch wohl zugestanden werden müssen, daß bei einer so demokratischen Verfassung wie der deutschen, und bei einer so weitgehenden Arbeiterfürsorge, wie sie auch nur annähernd kein andres Land der Welt kennt — der deutsche Arbeiter das mit der Ordnung des Ganzen verträgliche Maß von Freiheit reichlich innehat, und daß der kleine Rest unerfüllter Wünsche, der hier und da noch zu Recht bestehen mag, keine Straßentumulte, geschweige denn eine Revolution oder einen Generalstreik wert ist. Im allgemeinen wird man deshalb zu der Einsicht der großen Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft das Vertrauen haben dürfen, daß die große Mehrheit diese Anschauungen teilt und des sozialdemokratischen Spielens mit dem Feuer überdrüssig ist. Um so nachdrücklicher kann gegen die eigentlichen Brandstifter vorgegangen werden.

8

Die Küstenpanzerschiffe, die Oldenburg- und die Sachsenklasse. Die neue Flottenvorlage hat bis in Kreise hinein, denen man Marineschwärmerei nicht zum Vorwurf machen kann, durch die Bescheidenheit ihrer Forderungen Befremden erregt. Es ist kein neues Linienschiffsgeschwader verlangt worden, es ist

nicht einmal der beschleunigte Ersatz der Schiffe vorgesehen worden, die bloß Linien-
schiffe markieren, aber keine wirklichen Linien-schiffe sind. Es sollen also, ent-
sprechend den Festsetzungen des letzten Flottengesetzes, die Schiffe der Siegfried-
und der Sachsenklasse und die Oldenburg noch eine Reihe von Jahren in der Liste
der Linien-schiffe geführt werden. Da verlohnt es sich wohl, diese Fahrzeuge einmal
genauer zu betrachten und auf ihren Wert zu prüfen. Zuerst die Siegfried-
klasse. Diese acht Küstenpanzerschiffe sind in den Jahren 1889 bis 1895 vom
Stapel gelaufen. Ursprünglich waren sie etwa 3500 Tonnen groß. Später ver-
längerte man sie, namentlich um ihr Kohlenfassungsvermögen zu vergrößern, sodaß
sie jetzt 4100 bis 4150 Tonnen Wasser verdrängen. Die drei schweren Geschütze,
die sie führen, sind 24-Zentimeter-Geschütze von 35 Kaliber Länge, also nicht neuester
Konstruktion. Linien-schiffe gegenüber sind diese kleinen Fahrzeuge natürlich ohn-
mächtig. Ihre Artillerie ist gegen moderne Panzerungen nicht wirksam; ihr eigener
schmäler Panzergürtel, aus Verbund- oder Nickelstahlplatten bestehend (also nicht aus
dem neuen Kruppschen Spezialstahl!) gewährt ihnen keinen ausreichenden Schutz.
Ihre Geschwindigkeit von 15,5 Knoten genügt längst nicht mehr modernen An-
forderungen. Bei der Abwehr eines feindlichen Angriffs auf deutsche Häfen und
Strommündungen mögen sie noch mitwirken können, für die Seeschlacht sind sie
völlig unbrauchbar.

Bei der Oldenburg können wir uns kurz fassen, zumal als das Schiff das
einzige seiner Art geblieben ist. Es genügt darauf hinzuweisen, daß das Schiff
vor einundzwanzig Jahren vom Stapel gelaufen ist, nur eine Wasserverdrängung
von 5200 Tonnen hat und 13,8 Knoten läuft, wenn man seinen geringen mili-
tärischen Wert kennzeichnen will. Es führt acht 30 Kaliber lange, also veraltete
24-Zentimeter-Kanonen.

Und nun die Sachsenklasse! Die vier Schiffe dieser Klasse sind in den
Jahren 1877 bis 1880 zu Wasser gelassen worden. Da das Flottengesetz vom
14. Juni 1900 die Lebensdauer eines Linien-schiffes auf fünfundzwanzig Jahre
bemißt, vom Jahre der Bewilligung der ersten Rate an gerechnet, so haben diese
alten Panzer die gesetzliche Altersgrenze schon überschritten. Eigentlich müßten ihre
Ersatzschiffe schon schwimmen! Die Schiffe der Sachsenklasse sind 7400 Tonnen
groß und laufen, nachdem sie vor ein paar Jahren neue Kessel und Maschinen
erhalten haben, 15 Knoten. In der Wasserlinie schützt sie ein Panzer von 40 Zenti-
metern Stärke, der sich aber nur über das mittlere Drittel der Schiffslänge erstreckt.
Die langen Schiffsenden entbehren gänzlich der vertikalen Panzerung. Aber auch
der Panzerschutz der Mitte ist durchaus ungenügend, denn die 40 Zentimeter starken
Verbund-(Stahl-Eisen-)Platten sind höchstens so widerstandsfähig wie 20 Zentimeter
dicker Kruppscher Stahl, und der durch sie gewährte Schutz wird auch nicht, wie
bei modernen Schiffen, durch ein abgechrägtes, an der untern Panzerkante an-
setzendes Panzerdeck vermehrt. Ihre schwere Artillerie besteht aus sechs 26-Zenti-
meter-Kanonen der ältesten Konstruktion. Diese ehrwürdigen Geschützveteranen durch-
schlagen an der Mündung 38 bis 39 Zentimeter Eisen oder 12 bis 13 Zentimeter
Kruppstahl, d. h. auf Gefechtsentfernung wirken sie gegen den schwächsten modernen
Panzer nicht mehr als Vogelflinten. Zum Vergleich sei angeführt, daß das neue
englische 15-Zentimeter-Geschütz 60 Zentimeter Eisen an der Mündung durchschlägt.
Und dieses Geschütz ist von den neuern englischen Linien-schiffen verschwunden, da
es für viel zu schwach für die Zwecke der Mittelartillerie befunden wird! Wir
glauben nun trotzdem nicht, daß die Schiffe der Sachsenklasse jemals von feind-
lichen Granaten werden in den Grund gebohrt werden. Denn das Oberkommando der
Marine wird nimmermehr die Verantwortung übernehmen, diese Schiffe im Ernstfalle
dem Feinde entgegenzuführen. Es hieße das, 1700 bis 1800 tapfere Männer dem
sichern Tode weihen, ohne daß es ihnen vorher möglich gewesen wäre, dem Gegner
einen Schaden zuzufügen. Solche Schiffe gehören aber nicht in eine Schlachtflotte!

Es mögen schwerwiegende Gründe gewesen sein, die unsre Regierung ver-
anlaßt haben, nicht wenigstens den beschleunigten Ersatz dieser dreizehn Invaliden

zu verlangen. Denn niemals hätte eine verstärkte Marineforderung einen besser vorbereiteten Boden im deutschen Volke gefunden als im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir sehen, wie die feindselige Haltung der Westmächte die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seewehr bis tief in die Reihen der freisinnigen Volkspartei getragen hat. Wenn nun aber auch die Regierung darauf verzichtet hat, diese Gunst der Lage auszunutzen, so müßte doch der Reichstag mindestens darauf bestehen, daß diese dreizehn Figuranten nicht mehr als Linienfahrzeuge in Anrechnung kommen. Als Schulschiffe mögen sie sich noch eine Reihe von Jahren nützlich machen können. Die Ausmerzung dieser für den Geschwaderkampf untauglichen Fahrzeuge ist sogar dann geboten, wenn sich die beschleunigte Inangriffnahme der Ersatzbauten nicht sofort durchführen ließe. Denn die kassende Lücke, die durch die Streichung dieser dreizehn entstände, würde die wirkliche Stärke oder vielmehr Schwäche unserer Linienflotte erst klar enthüllen. Achtunddreißig Schiffe, mit Einschluß der Materialreserve, soll diese zählen, und in Wirklichkeit haben wir davon erst achtzehn fertig, nämlich die vier übrigens auch schon veralteten Schiffe der Brandenburg-Klasse, zehn der Kaiser- und der Wittelsbach-Klasse und die vier bis jetzt vollendeten Panzer des Braunschweigtyps. Inland und Ausland würden dann erkennen, wieviel am Sollbestande der Schlachtflotte noch fehlt. Dabei stehen unsere bisher gebauten Linienfahrzeuge an Größe und danach an Kampfstärke hinter den Linienfahrzeugen der andern Seemächte zurück. England hat vor Jahresfrist eine große Anzahl von Fahrzeugen aus der Liste der aktiven Kriegsflotte gestrichen, darunter dreizehn Linienfahrzeuge. Von diesen sind elf jünger als unsere Sachsen-Klasse. Unter diesen elf sind sechs erst in den Jahren 1884 bis 1887 vom Stapel gelaufen, haben eine Wasserverdrängung von 10500 bis 10800 Tonnen, laufen 16 bis 17 Knoten und übertreffen unsere Sachsen-Klasse an Kampfkraft bei weitem!

Unsre Flotte wird immer kleiner sein als die englische, um so mehr sind wir verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sie nur aus Schiffen erster Güte besteht. Möge sich der Reichstag dieser Pflicht bewußt sein!

Meminisse honestum est. Kurz vor Weihnachten las ich in einem Schüleraufsatze den Satz: „Infolge dieser Vorzüge der französischen Küste werden wir an unserm westlichen Nachbar allezeit einen gefährlichen Feind haben, den wir im Kriegsfall wahrscheinlich nicht wieder so leicht besiegen werden wie im Jahre 1870.“ Wehmütig machte ich einen roten Strich unter die Worte so leicht und ein Notabene an den Rand.

Als ich darauf am Nachmittag zum Dienste ging, sah ich im Schaufenster einer Buchhandlung die beiden neuesten Künstlersteindrücke des Verlags von H. Oldenbourg, die die dritte Schwadron des dritten bayerischen Chevaulegersregiments in der Schlacht bei Wörth und die vierte Batterie des dritten bayerischen Artillerieregiments im Gefecht bei Billepion bei ihrer „leichten“ Arbeit darstellen.

Das unbedachte Urteil des Schülers hatte mich verstimmt, die beiden Schlachtenbilder erhoben mich. Nicht daß ich dem Worte des Knaben zu viel Gewicht beigemessen hätte. Er ließ sich ja auch leicht belehren.

Aber es war mir neuerdings deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß die schweren Opfer der Jahre 1870 und 1871 erschreckend schnell der von den Sozialdemokraten, den Friedensliguisten und dem kosmopolitischen Phäakentum geforderten und geförderten Vergessenheit verfallen, daß Enkel und spätgeborene Söhne der Kämpfer des großen Jahres nicht mehr wissen, daß sie den Gartenfrieden, der den Fruchtbaum des nationalen Wohlstands und leider auch so manches seltsame Literatur- und Kunstgewächs zum Gedeihen brachte, den Vätern danken, die vor fünfunddreißig Jahren der Sturmflut aus Westen trotzten und einen sichern Deich gegen die Weststürme errichten halfen.

Ich erkannte, daß die Bilder von Deutschlands Heer und Flotte, die der Verlag von H. Oldenbourg in München und Berlin herausgibt, eine noch höhere Aufgabe zu erfüllen haben als die, die ihnen der Verlag gestellt hat.

Der Verlag will „den in jedes Bauernhaus gedrunghenen Brauch, dem Stolz auf deutschen Kriegsrühm, deutsche Kriegstüchtigkeit durch das Bild an der Wand Ausdruck zu geben,“ durch Bilder unterstützen, die „nicht nur dem reflektierenden Geist, sondern auch dem Auge Freude bereiten.“ Er will die wertlosen Olfarben- drucke aus dem Wohnzimmer des Bauern- und des Bürgerhauses verdrängen und die Schwarzdrucke, die zum Schmuck eines Raumes oft so ungeeignet sind wie grau bedrucktes Zeitungspapier, aber durch ihre historische Treue und durch den künstlerischen Wert des Originals legitimiert in die Arbeits- und Wohnräume historisch und ästhetisch gebildeter einen bleichen Schein der großen Zeit senden, durch Bilder ersetzen, die den Opfermut der tapfern Kämpfer in dem hellen, farbigen, die Erinnerung weckenden, die Vergessenheit verscheuenden Lichte der Sonne zeigen, die zu der schweren Arbeit geleuchtet hat. Der Verlag hat erkannt, daß die Episode berechtigt ist als das Schlachtenbild, das ein Panorama sein will. Er hat für seine Bilder die richtige Reproduktionstechnik und die richtigen Künstler gefunden, die die schlichten Erzählungen und Schilderungen des Generalstabswerks und der Regimentsgeschichten mit Stift und Farbe ergreifend nacherzählen.

Da steht und kniet im Vordergrund ein Trüpplein Pioniere vom ersten Bataillon. Eine Woge französischer Kürassiere ist schon an ihm zerfchellt, aus der Tiefe des Bildes rasen neue heran. Andre Bilder, die von demselben Tage erzählen: Bayrische Chevaulegers vom dritten Regiment nehmen auf der Verfolgung bei Wörth im Feuer französischer Infanterie zwei bespannte Geschütze — die Vier- undsiebziger haben den roten Berg bei Spicheren erklimmen und feuern in die fliehenden Franzosen. Bilder von andern heißen Sommer-, Herbst- und Wintertagen: das Magdeburgische Kürassierregiment mitten in einer der Batterien, die noch nicht aufhören wollen, Tod und Verderben zu speien — die Bayern in schwerem Ringen um einige der Burgen von Bazeilles — Leibhujaren vom zweiten Regiment auf der Verfolgung des fünfzehnten französischen Korps bei Ardenay — die badischen Leibgrenadiere in Schützenlinie bei Ruits — zwei Batterien im Feuer: die eine unter der Glut eines lichtblauen Sommerhimmels auf gelblichbrauner Erde. Wie weiße Sommerwolken, die sich zur Erde gesenkt haben, legt sich der Pulverdampf weich um die Geschütze und um kämpfende, gefallne und leidende Menschen und Tiere, aber alles kann er nicht verhüllen. Die andre unter dunkeln Winterhimmel auf einer dämmerblauen Schneedecke. Was hoch ragt — das Haupt des Führers, scheuende Pferde, eine Windmühle und ein paar Häuser in der Ferne —, wird von dem warmen gelben Lichte der untergehenden Sonne getroffen. „Es sind noch drei Pferde. Die andern liegen an der Erde. Und noch drei Mann am Geschütz. Die andern liegen an der Erde.“ Die Bilder fangen mit Frenssens Worten zu reden an, wenn man sie betrachtet. Man sieht den Artilleriekampf, den Frenssen so furchtbar schön schildert, in diesen Bildern sich vollziehen, die eine preußische reitende Batterie, die batterie Haffe des siebenten Korps, bei St. Hubert am 18. August und eine bayrische Feldbatterie des dritten Artillerieregiments, die des Prinzen Leopold von Bayern, bei Villepion am 1. Dezember 1870 darstellen.

Der Verlag hat sich, von tüchtigen Künstlern — K. Köchling, H. Knötel, Anton Hoffmann, C. Becker, Ludwig Fuß, Willy Stöwer, Angelo Zank, Beno Diemer und andern — unterstützt, die Aufgabe gestellt, nicht nur das Heer, sondern auch die Flotte in ihrer schweren Arbeit für die Größe und die Sicherheit Deutschlands zu schildern und dabei „in geschichtlichen Darstellungen dem Volke recht eigentlich vor Augen zu führen, in wie alten Traditionen, natürlichen Entwicklungstrieben des Deutschtums die heute zu neuem Leben erwachte Machtentfaltung zur See wurzelt.“

Drei Bilder dienen bis jetzt diesem Zwecke. Sie stellen den Kampf des preußischen Kanonenboots „Meteor“ mit dem französischen Aviso „Bouvet“ vor Havanna am 9. November 1870, den Untergang des Kanonenboots „Itis“ an der Küste von Schantung am 23. Juli 1896 und den Kampf des zweiten „Itis“ mit den Takuforts am 17. Juni 1900 dar.

Solche Bilder sollen „nicht nur dem reflektierenden Geist, sondern auch dem Auge Freude bereiten“? Wer kann sich über die Greuel des Krieges freuen? Wie roh muß ein Gemüt sein, das ein mit modernem, wenn auch nicht mit Weretschschagin'schem Realismus gemaltes Schlachtenbild um sich haben kann! Und wie fügt sich der Wehlschrei eines solchen Bildes in den feingestimmten, beruhigenden Wohlklang moderner Innendekoration?

Es geht eine große Ruhe von diesen Bildern aus. Sie wirken beruhigend wie die größten Worte der Bibel. Ich habe ein solches Bild in meinem Arbeitszimmer hängen, eines der beiden Batteriebilder. Ich hebe oft den Blick zu ihm und schöpfe aus ihm Arbeits-, Lebens-, Kampfesmut. Jede Gestalt auf diesem Bilde predigt: Sei getreu bis in den Tod — wie wir. Ein Blick auf die Söhne des Landes, die eine furchtbar schwere Pflicht standhaft erfüllen, macht schwere Stunden, trübe Tage, harte Zeiten leichter tragen.

Aber das schwere Wort „Pflicht,“ das diese Bilder mit kämpfenden, verwundeten, gefallenen Kriegern an die Wände schreiben, macht sie zum Schmucke der Wohnräume moderner Phäaken ungeeignet.

Nicht als ob die moderne Dekorationskunst das Grauen scheute. In allen Ausstellungen, aus Bilderrahmen und von Piedestalen, von Tausenden von Photographien, von der Bühne, aus Hunderten von Flagellantenromanen grinst einem die Personifikation der Pervertität — Salome — entgegen. Sie ist in zahllosen plastischen und graphischen Reproduktionen größerer Kunstwerke im modernen Wohnraum daheim. Das Bild eines entarteten Wesens, dem das Töten ein Genuß ist, ertragen die Modernen, das Bild ehrlich kämpfender, im Dienst eines großen Gedankens tötender, verwundender, leidender, sterbender Soldaten ist vielen Modernen unerträglich.

Mit dieser Schwierigkeit wird der Verlag rechnen müssen. Was er will, ist gut. Aber er erstrebt unbewußt ein höheres Ziel als das, das er sich gesetzt hat. Er glaubt nur eine ästhetische Aufgabe zu erfüllen und erfüllt eine ethische.

Ein großer Teil des deutschen Volkes ist im letzten Jahrzehnt, seit der Jubiläumslorbeer die Fahnen und die Geschütze geschmückt hat, von modernen Künstlern und Literaten durch Darstellungen der Friedenskrankheiten des deutschen Heereskörpers gewöhnt worden, in diesen Krankheiten, die das Volk in Waffen mit dem Gesamtvolke gemein hat, eine Schuld des Heeres, und im Heere, besonders im Offizierkorps, eine Mischung von Barbarei und Sybaritentum zu sehen.

Der Verlag der Heeresbilder zeigt dem deutschen Volke, daß auf dem Wege ist, sein Heer mit den Augen der Simplicissimuskünstler sehen zu lernen, dieses Heer nicht durch das Monocle blinzeln oder in der falschen Eleganz der von gewinnlüstigen Schneidern variierten „eigenen“ Uniform, sondern in der feierlichen Schönheit der noch neuen, der gestickten, der zerlumpten, mit Kugel- und Blutspuren geschmückten Kriegsgarnitur, nicht auf der Promenade, im Tanzsaal, im Salon, sondern bei seiner schweren Kriegsarbeit. Damit erwirbt sich der Verlag ein großes Verdienst. Feldklatsch, der durch unbedachte Veröffentlichungen der verdienten Vergessenheit entrissen wurde, hat in den letzten Jahren fast den schwer verdienten Ruhm süddeutscher Heeresteile beeinträchtigt. Wenn die Heeresbilder erst verbreitet sind, werden keine Feldbriefe mehr das Volk verführen können, zererschossene Truppenteile für zerlumpete zu halten. Das wird ein weiteres Verdienst des Verlags sein. Er tut nichts Überflüssiges, wenn er an die Taten der Großväter und der Väter erinnert — sie sind von vielen vergessen. Er tut auch nichts Überflüssiges, wenn er an die Gesundheits- und Kraftproben unsrer Marine, an das mutige Sterben der Besatzung des ersten, an das mutige Kämpfen der Besatzung des zweiten „Itis“ erinnert. Ich habe über das Sterbelied der Männer vom ersten „Itis“ und über das blaue Ordenskreuz, das der Kaiser dem zweiten „Itis“ verliehen hat, manches skeptische, höhnische Wort gehört.

Der Verlag wird auch nichts Überflüssiges tun, wenn er den Deutschen, für die die leidvollen Nachrichten aus Südwestafrika wie die Kunde von Kämpfen „hinten weit in der Türkei“ nur eine Würze des Schoppens oder der Maß sind, ein Bild der schweren Kämpfe unsrer Südwestafrikaner vor die blöden Augen stellt.

Zwischen dem 31. Dezember und dem 4. Januar ist es ein Jahr gewesen, daß die Abteilung Meister durch Tagesglut und Nachtfrost, durch Dünen und Klippen auf Großnabas marschierte, vierundfünfzig Stunden fast verschmachtend gegen eine wohlgedeckte fünffache Übermacht im Feuergefecht lag und endlich am dritten Kampftage die Wasserstelle erstürmte. Die Batterie der Abteilung verlor sämtliche Offiziere, bei zwei Geschützen fielen sämtliche Bedienungsmannschaften. Der Gesamtverlust der Abteilung betrug fast fünfzig Prozent der Gefechtsstärke.

Denken in diesen Tagen außer den Angehörigen so viele so warm der fernen Toten, wie es dem deutschen Volke ziemt, und wie es die tapfern Kämpfer verdient haben? Vielleicht trägt der Verlag der Heeresbilder Sorge, daß übers Jahr die fernen Gräber weniger vergessen sind.

München

Ludwig Kemmer

Krauskopf.*). So wäre denn unser Herzens- und Schmerzenssohn Detmar glücklich ans Ziel gebracht! Kein kleines Stück Arbeit für seinen Schöpfer! Denn dieser Detmar ist ein Universalgenie, das mit einundzwanzig Jahren schon drei Fakultäten durchschmaruzt und Wunderkuren verrichtet hat — Doktor und Professor mag er nicht werden, nur praktischer Arzt und Menschenfreund —, dabei auch aller schönen Künste Meister ist, sodaß er beinahe Wagnerjänger geworden wäre; und um ihn mit allen diesen Vorzügen ausstatten zu können, mußte sie sein Schöpfer doch selbst erworben haben. Wir finden das Urbild des deutschen Jünglings in Bonn wieder, am Arndtdenkmale, mit himmelhochjauchzendem und zum Tode betrübtem Herzen. Denn sein Freund Ferdinand hatte ihm vor der Abreise aus der westfälischen Heimat den gefährlichen Auftrag gegeben, für ihn bei der holden Agnes zu werben, und er hatte — natürlich unbewußt — für sich selbst geworben. Der Gefahr, zum Verräter am Freunde zu werden, entrückt ihn dieser, indem er, von einem Frömmigkeitsraptus ergriffen, irdischer Liebe entsagt, aber um die Geliebte bringt ihn der Saufteufel. Des gläubigen Vaters Gebot gehorchend, tritt er in die katholische Verbindung Bavaria ein, deren Mitglieder die Glaubenszweifel im Bierdusel ersticken, und dort ersäuft er seinen Liebeskummer. Zwar treibt ihn rohes Geschimpf auf Luther aus dieser Gesellschaft in eine andre Verbindung, die mehr Geist hat — die Vertreter zweier Verbindungen verschiedener Richtung werben um ihn und erörtern dabei die großen Fragen der Menschheit im drolligsten, ulkigsten Studentenjargon —, aber die bei den „Papparen“ angenommene Gewohnheit eines überreichlichen Früh- und Abendschoppens behält er bei, und als Tante Johanna und Agnes einmal zum Besuch kommen, macht er den Eindruck eines Säufers. Entsetzt flieht Agnes vor ihrem verpfuschten Ideal ins Kloster, und Detmar will sich entleiben. Eines Drehorgelspielers „O du lieber Augustin“ und ein Sozialdemokrat, ein ausnahmsweise feiner Genosse, bewahren ihn vor der Torheit. Der sozialistische, philosophisch gebildete Gerbermeister führt ihn in Feuerbach, David Strauß, Vogt und Büchner ein, und als vollendeter Stoffpintscher, wie der Patohn die Sorte nennt, geht er nach München. Dort lebt er ausschließlich ernstem Studium und arbeitet sich aus der Stoffpintscherei wieder zum Licht und zu Gott empor.

Szenen wie der Studentendiskut über die Weltanschauung oder Detmars Versuch, die Liebe physiologisch zu erklären, oder die Mensur zwischen den zwei Seelen unsers Helden, der ersten Denker- und Gottsucherseele, die Detmar, und der fideles gemütlichen Künstlerseele, die Krauskopf heißt, um die Tracht — jene kämpft für den schwarzen Rock und Zylinder, diese für Zoppe und Kalabreser — würden Jean Paul und Wilhelm Raabe Ehre machen. Über den Birnbaum, auf dem der verliebte alte Narr, der Agnes Vormund, Zeuge sein muß, wie sein Mündel dem verhassten Krauskopf ihre Liebe gesteht, würde sich Boccaccio freuen, nur daß unsre beiden reinen Heldenseelen von keinem Hauch boccacciesker Lüsterheit befleckt sind, und die Gedichte, in denen Detmar und Agnes nebst Oheim und Tante gelegentlich ihre Gefühle ausströmen, würden ein ganz anständiges

*) Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Drittes Buch: Vom Jüngling zum Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1905.

Bändchen ergeben, daß sich neben den Gedichtsammlungen unsrer besten Dichter nicht zu schämen hätte. Am meisten haben uns angesprochen das Lied „der holden schönen Fraue: Wenn uns Männer Sorgen drücken“ und das herzinnige in Platt: „O Dütskland, du min Baderland!“ Der Patoym bewährt sich übrigens nicht bloß als Dichter, sondern auch als ein Kritiker, dessen neue, höchst originelle Methode unsern Kritikern, die schon anfangen, langweilig zu werden, dringend zu empfehlen ist. Drei- und mehrbändige Romane sind vor einigen Jahrzehnten viele geschrieben worden, aber außer den autobiographischen wie Copperfield und der Grüne Heinrich wohl kaum einer, den die innere Entwicklung des Helden so vollständig ausfüllte wie Krauskopf. Wir dürfen ihn also wohl ebenfalls als eine Art Autobiographie ansehen. Wie weit das für die äußern Schicksale des Helden zutrifft, begehren wir nicht zu wissen, aber daß der Verfasser in der religiösen Entwicklung Detmars seine eigne darstellt, läßt sich nicht verkennen. Sie endet damit, daß Detmar lutherisch wird: kein korrekter, orthodoxer Lutheraner — auch von seinen neuen Glaubensgenossen wird er verletzert —, sondern ein Christ, der an Gott glaubt und Jesus liebt, und der nur darum einer protestantischen Gemeinschaft beitrifft, weil Leute, die aus ihrer Abneigung gegen gewisse Dogmen und Bräuche kein Hehl machen, in der katholischen Kirche nicht geduldet werden, und weil der moderne Katholizismus dem deutschen Wesen widerspricht, auch warmen Patriotismus nicht aufkommen läßt. Mit schlicht frommen Katholiken wie dem seraphischen Pastor Wiemer bleibt Detmar gut Freund. Der Verfasser läßt Agnes im Kloster ein Tagebuch schreiben, und dieses ist nun im höchsten Grade charakteristisch für die feine Psychologie, die er in der Würdigung der Konfessionen bewährt. Der Pater Arsenius, zwar ein Fanatiker und im Fanatismus auch der Lüge fähig, sonst aber ein edler Mann voll Geist, und die Nonnen sind keine Karikaturen, weder lästerhaft, noch dumm, noch Heuchler. Es sind tüchtige Menschen, die Nützliches wirken, nur daß Bigotterie ihrem Wirken einen unangenehmen Beigeschmack verleiht, und daß ihre eingebildete Engelhaftigkeit durch verzeihliche und unvermeidliche Menschlichkeiten verdienstermaßen kompromittiert wird. Möge Krauskopf, nachdem er auf dem Wege seiner innern Entwicklung sein schönes Ziel erreicht hat, nun auch auf dem Büchermarkte seinen Weg zu den Lesern finden; ist er einmal dort, den Weg zu ihren Herzen findet er dann sicherlich.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

